

A sepia-toned portrait of Richard Abel, a man with a beard and glasses, wearing a dark suit and a white shirt with a dark cravat. The portrait is the background of the book cover.

Mark Pockrandt (Hg.)

Richard Abel

Im Interesse der Kultur

Aus meinem Leben als Lehrer
und Kantor in Prenzlauer Berg

BeBra Wissenschaft Verlag

Richard Abel

Im Interesse der Kultur

Aus meinem Leben als Lehrer und Kantor
in Prenzlauer Berg

Mit einem Vorwort von Landeskonservator
Dr. Christoph Rauhut

Herausgegeben von Mark Pockrandt

BeBra Wissenschaft Verlag

Gedruckt zum baulichen Erhalt der Immanuelkirche

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in
weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© be.bra wissenschaft verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2022
Asterplatz 3
12203 Berlin
post@bebraverlag.de
Lektorat: Mona-Darleen Schlachtenrodt, Berlin
Umschlag und Satz: typegerecht berlin
Schriften: Stempel Garamond, Frutiger Next Pro
Druck und Bindung: Finidr, Český Těšín
ISBN 978-3-95410-300-3

www.bebra-wissenschaft.de
--

Inhalt

7	Vorwort
9	Lebenserinnerungen von Richard Abel (1934)
77	Nachträge (1938/42)
95	Beigaben
109	Nachwort
121	Anmerkungen
123	Literatur
125	Bildnachweis
126	Lebenslauf Richard Abel
128	Über den Herausgeber



Vorwort

Was macht die Immanuelkirche so besonders? Für einen Denkmalfleger oder eine Denkmalflegerin ist dies auf den ersten Blick eine Frage mit einer einfachen Antwort. Der Blick in die Denkmalbegründung offenbart die geschichtliche Bedeutung: So war die Immanuelkirche einer der ersten Kirchenbauten des Berliner Kirchenbauvereins, der unter dem Protektorat der Kaiserin Auguste Viktoria stand. Ihr Bau (1891–1893), unter der Leitung des königlichen Baurats Bernhard Kühn (1838–1917), ist eine Manifestation der Kirchen- und Repräsentationspolitik des Kaiserhauses in den stetig wachsenden Berliner Arbeiterbezirken.

Bemerkenswert ist auch die künstlerische Ausstattung der Kirche. Weitgehend das Werk des Braunschweiger Dekorationsmalers Adolf Quensen (1851–1911), zeichnet sich der Innenraum der Kirche durch eine reiche polychrome Ausmalung aus, die eine wunderbare Einheit mit der Architektur des Baues bildet. Es ist – und dies mag manche überraschen – eine Seltenheit, dass ursprüngliche Innenausmalungen aus dem späten 19. Jahrhundert in Berlin die Wirren des 20. Jahrhunderts überlebt haben.

Doch macht die Immanuelkirche mehr aus als ihre unmittelbar greifbaren Werte. Auch für die Berliner Geschichte befinden wir uns hier an einem besonderen Ort: Denn war nicht die Kirche auch Schauplatz der Kämpfe zwischen »Deutschen Christen« und »Bekennender Kirche« im Nationalsozialismus? Und die Immanuel-Gemeinde wichtiger Ort für die Aktivistinnen und Aktivisten der Friedensbewegung in der DDR? Und ist nicht die Geschichte der Kirche und ihrer Gemeinde eng verbunden mit der städtischen und kulturellen Entwicklung im Wins- und Kollwitzkiez?

Der zweite Kantor der Immanuelkirche Richard Abel (1858–1943) steht für eine intensive Verzahnung von Gebäude, Gemeinde und Kiez. Er hat sich als Kantor, Lehrer und Mensch in besonderem Maße dafür eingesetzt, dass die Musik in diesem Bau für seine Mitbürgerinnen und Mitbürger erklang und die Kirche somit als lebendigen, aber auch besonderen Ort des Miteinanders etabliert. Und Mitglieder der Familie Richard Abels haben im Krieg dafür Sorge getragen, dass die Kirche kein Raub der Flammen wurde, sondern mit ihrer wunderbaren Ausstattung bis heute erhalten ist.

Vor diesem Hintergrund ist es geradezu passend, dass mit einer Veröffentlichung der Autobiographie Richard Abels nun die aktuell notwendige Sanierung des Kirchenbaus gefördert und unterstützt werden soll. Das Landesdenkmalamt Berlin hat sich in der Vergangenheit durch fachliche Beratung und finanzielle Unterstützung an Maßnahmen der Instandsetzung beteiligt und will und wird hierfür auch in Zukunft als Partner zur Verfügung stehen.

Christoph Rauhut

Landeskonservator und Direktor
des Landesdenkmalamtes Berlin

Lebenserinnerungen von Richard Abel (1934)

Der vorliegende Text basiert auf dem handschriftlich verfassten Exemplar der Lebensbeschreibung von Richard Abel, das sich im Archiv der Ev. Immanuel-Kirchengemeinde befindet. Die ursprüngliche Paginierung der handschriftlichen Vorlage ist in eckigen Klammern notiert. Die originale Rechtschreibung wurde beibehalten; Hervorhebungen, wenn nicht anders angegeben, im Original. Wenige kurze Abschnitte der Lebensbeschreibung von Richard Abel sind bereits vor 1934 in Regionalzeitungen des Berliner Umlands veröffentlicht worden. Anmerkungen des Herausgebers sind in eckigen Klammern oder in den Fußnoten am Schluss notiert.

Aus meinem Leben.
Meinen Kindern gewidmet.
Richard Abel.
1934.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen!

Goethe.

Inhalt:

Ein Wort im voraus	Seite	1
1. Aus frühester Kindheit		3
2. Schulzeit		13
3. Oranienburg		60
4. Greiffenberg		105
5. Berlin		124
6. Karlshorst		152
7. Rückschau und Schluß		182
 Familien-Chronik		 193
Familie Abel		195
Familie Gramm		205

[1]

Ein Wort im voraus

Je älter ich werde, umso mehr versetze ich mich in die Zeit meiner Kindheit zurück. Dann erblicke ich im Geiste ein Land, über dem stets die Sonne schien. In diesem Kinderparadies tönt es hell von Lachen und Singen, von jubelnder Freude und Frohsinn. Was man in frühester Jugend erlebt hat, das haftet treu im Gedächtnis bis ins späteste Alter. Eine von Lachen und Freude übersonnene Jugend und Kindheit ist ein von Gott geschenktes Gut.

Nicht jedem Menschen wird dieses köstliche Gut zuteil. Mir war es [2] durch Gottes Gnade überreichlich beschieden. Aber nicht nur in der Jugendzeit, sondern mein ganzes Leben hindurch bis auf den heutigen Tag habe ich Gottes Hand über mir gespürt.

Darum soll mein Mund voll Rühmens sein:

»Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet!
Denke daran, was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet!«

In diesem Sinne widme ich die nachfolgenden Aufzeichnungen meinen Kindern und Enkelkindern. [3]

Aus meinem Leben.

1. Aus frühester Kindheit.

»Kindheit! Was liegt in diesen Klängen
Für eine wunderbar bewegte Melodie!
Wieviel Gestalten sich dazwischen drängen,
Sie spricht zum Herzen und veraltet nie.
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie uns durchbeben,
Treibt uns das Schicksal in die Welt hinaus,
Denn was sich niemals wiederholt im Leben,
Das ist die Kindheit, ist – das Vaterhaus!«

Das Jahr meiner Geburt 1858 stand unter Wirren und Aufregungen. Ein großes Himmelswunder zeigte sich, eine Erscheinung, [4] wie sie wohl seit hundert Jahren nicht da gewesen war und wie sie wohl in hundert Jahren nicht wieder kommen wird: Der Donati'sche Komet war erschienen. Vom August des Jahres 1858 an konnte er mit bloßem Auge als Stern erster Größe beobachtet werden. Er nahm an Helligkeit und sein Schweif an Umfang fortwährend zu und erreichte seinen höchsten Glanz am 5. Oktober 1858. (Siehe das Buch: Die Wunder des Himmels. Seite 529.)

Sein Schweif reichte vom Abendhimmel bis zum »Großen Bär«, also fast über das ganze Firmament. Vater und Mutter und auch Großmutter haben mir oft davon erzählt. Bei vielen Leuten bedeutet das Krieg, [5] schlimme Zeiten, Weltuntergang u. a. Es folgten ja auch bald die Kriegsjahre 1864, 1866 und 1870/71. Aber die hatten doch mit dem Kometen nichts zu tun. Für mich war der Komet wohl als Glücksstern anzusprechen, denn ich habe in meinem langen Leben viel Gutes erfahren: Gesundheit, Glück, Zufriedenheit in Haus und Beruf, Freude an meinen Kindern und anderes mehr. Doch das ist alles Gottes Gnade und hat mit dem Kometen auch nichts zu tun.

Nach dieser kleinen Vorgeschichte komme ich nun zu meinem Leben selbst. Geboren am Donnerstag, d. 4. November 1858 als vierter und jüngster Sohn meiner [6] Eltern und getauft am 21. November 1858 (Totenfest), bin ich im Schulhause zu Großwoldersdorf aufgewachsen.

Das Haus, der Hof mit Scheune und Stall, der Blumengarten mit dem Bienenhaus, der große Hausgarten mit seinen vielen Obstbäumen und auch der Backofen im Garten – dies alles steht mir in fester Erinnerung.

Eine meiner weitesten Erinnerungen ist die an Mutters Eltern, an Großvater und Großmutter Fränz, die oben im Dorfe in einem Häuschen wohnten, wo jetzt noch mein Vetter August Fränz wohnt.

Wir besuchten abends öfters die Großeltern. Beim Nachhausegehen trug mich Vater auf dem Arm, und Großmutter legte mir ein [7] großes Tuch um: »De Jung friert jo so siehr!« Das höre ich heute noch.

Großmutter erzählte mir auch öfters von der Franzosenzeit 1806/07. Sie war damals dreizehn Jahre alt (geboren 1794). Als die Soldateska in Woldersdorf einrückte, haben sie sich als Kinder sehr gefürchtet und sich in den Kohlgärten versteckt.

Ebenso erinnere ich mich von weither, daß ich als kleiner Junge oft dem Onkel Klötzer bei seiner Arbeit als Tischler zugehört habe. Als er einmal nebenan in die Kammer ging, sah ich dort zu meinem Entsetzen einen – Sarg stehen, den er wohl vorrätig hatte.

Als ich wohl vier Jahre alt war, brannte die [8] Windmühle in Woldersdorf ab. Vater weckte mich, ich sollte das Schauspiel sehen. Ich ängstigte mich, aber Vater nahm mich bei der Hand und führte mich an die Brandstelle. Auf einmal stürzte die Mühle in sich zusammen, ein schaurig-schöner Anblick, wie ich so etwas nie wieder erlebt habe.

Später habe ich noch öfters kleinere Brände in unserem Dorf erlebt.

Mein Bruder Otto hat mich im Winter oft im Schlitten gefahren. Er hat mich dann ganz in Stroh eingewickelt. An Winterabenden waren wir oft beim Bauer Muik zum Besuch. Da wurde »Hammer und Glocke« gespielt und Nüsse [9] geknackt. Aber niemals wurde hier oder zu Hause mit Karten gespielt. Vater konnte das nicht leiden.

Spinnstube wurde bei uns im Winter abgehalten. Dazu kamen Tante Klötzer, Tante Fränz, die Nachbarn Frau Möller und Frau Karbe und auch wohl Frau Ziethen, die mit Mutter zusammen eingesegnet worden war. Dabei wurde viel erzählt und gelacht. Ich mußte Klavier spielen. Zuletzt gab es Kaffee und Semmeln, die die Botenfrau aus Gransee hin und wieder mal mitbrachte. Punkt zehn Uhr, wenn der Nachtwächter Dörbaue »läutete«, wurde Schluß gemacht. Wer nach 10 Uhr noch Licht brannte, der galt als Verschwender. Klavier spielen [10] lernte ich sehr früh.

Wann ich in die Schule gekommen bin, das weiß ich nicht. Damals begann die Schulpflicht bereits mit dem fünften Lebensjahr. Ich bin aber gewiß schon früher mit Vater hinein gegangen. Wie ich lesen und schreiben lernte, darüber weiß ich auch nichts Genaueres. Ich glaube, ich habe das wohl schon vor der Schulzeit gelernt. Bruder Otto hat sich viel mit mir beschäftigt.

Bevor ich über meine Schulzeit berichte, muß ich erst vom Jahre 1864 erzählen. Es war im Januar des genannten Jahres grimmig kalt, hoher Schnee lag. Da kamen eines Tages viele Soldaten mit großer Musik durch unser Dorf marschiert. [11] Ich war damals fünf Jahre alt und hatte noch nie einen Soldaten gesehen außer auf meinen bunten Bilderbogen. Vater sagte, die ziehen in den Krieg nach Schleswig. Es war das 64. Infanterie-Regiment aus Prenzlau. Diese Stadt hatte damals noch keine Eisenbahn. So marschierten die Soldaten über Templin, Zehdenik, Ribbeck,

Lüdersdorf, Woltersdorf nach Rheinsberg und weiter nach Hamburg zu. Wir bedauerten sehr, daß die Soldaten bei uns nicht Quartier machten, sondern nur durchmarschierten.

In diesem Krieg fiel ein Woltersdorfer, namens Karl Fink. An seiner Gedächtnistafel in der Kirche stand: »Verwundet am 18.4.1864 bei Erstürmung der Düppeler Schanzen, gestorben im Lazarett zu [12] Broacker.« Als die Nachricht kam, hat die Mutter viel geweint. –

Später hatte Woltersdorf einmal Einquartierung. Es waren die Perleberger Ulanen. Als sie abritten, haben wir Kinder sie fast bis Dolgow hin begleitet.

Im Jahre 1864 im Oktober ging Bruder Rudolf vom Seminar Oranienburg ab und kam als Lehrer nach Löwenberg. Der Fuhrmann Hoffert in Lögow, der alle Woche einmal nach Berlin fuhr, brachte seine Sachen: Kommode, Bettsack und Kiste aus Oranienburg mit. Wir holten die Sachen mit einem Wagen aus Lögow ab. Von nun ab, weiß ich, ging ich regelmäßig zur Schule. [13]

2. Meine Schulzeit.

Wenn ich an meine Schulzeit denke, so muß ich mich heute noch wundern über die große Arbeitskraft meines Vaters. In der einklassigen Schule hatte er zuweilen gegen hundert Kinder zu unterrichten. Im Sommer waren ja die Großen und die Kleinen getrennt. Aber im Winter nahmen alle Stufen mehrere Stunden hindurch gemeinsam am Unterricht teil. Das ging wohl in der Religionsstunde, womit jeden Morgen begonnen wurde. Aber wie es Vater fertig gebracht hat, drei Abteilungen gleichmäßig zu beschäftigen, das ist mir heute noch [14] nicht klar. Und was haben wir alles bei meinem Vater gelernt! Im Kopfrechnen z. B. brachten wir es zu Regeldetri-Aufgaben [*Dreisatz*; *Hg.*] mit den schwie-

rigsten Brüchen. Als einmal der Superintendent Hollefreund eine Revision der Schule abhielt und hörte, was für Rechenaufgaben wir im Kopfe lösten, da setzte er Zweifel in die Sache und meinte, die Aufgaben wären wohl auswendig gelernt. Vater bat ihn, er möchte doch selbst Aufgaben stellen. Das geschah. Im Nu hatten wir diese Aufgaben gelöst. – In Geschichte und Geographie wußten wir alles, was in dem dicken Lesebuch von Wetzels stand. Namentlich die Jahreszahlen hatten wir inne. [15]

Hauptsächlich waren wir in Religion gut beschlagen, womit jeder Tag begonnen wurde. Sonnabends wurde das Evangelium des folgenden Sonntags gelesen und aufgesagt, denn wir hatten es bereits gelernt. Einzelne konnten auch die Sonntags-Episteln aufsagen. Die Evangelien und Episteln kann ich heute noch alle auswendig, dazu eine große Zahl von Bibelsprüchen und von Liedern aus dem Porst'schen Gesangbuch. Dieses Wissen in Religion ist mir im Seminar und später in meinem Lehramt sehr zustatten gekommen. Wer ist heute noch so bibelfest?

Im Winter wurde im Nachmittagsunterricht [16] Schönschreiben und auch Frakturschrift geübt. Ich habe noch einige Hefte davon zu liegen. Und einmal in der Woche, am Freitag hatten wir Zeichenunterricht nach Vorlagen. Darauf freuten wir uns schon die ganze Woche. – Mittwoch und Sonnabend war Gesangstunde. Wir lernten eine große Zahl an Chorälen und Volksliedern. Jeden Sonnabend wurden die Liturgie und die für den Gottesdienst bestimmten Lieder durchgesungen. So konnten wir im Gottesdienst den Gesang der Gemeinde führen. Die Singfreudigkeit war groß.

Wir gingen alle sehr gern zur Schule. Wenn dieselbe aus war und nichts weiter zu tun war, dann [17] fanden wir Knaben uns oft zum Spielen zusammen. Versteck- und Anschlagsspiele wurden ausgeführt. Dabei ging es über Stock und Stein, über Hecken und Zäune, durch Ställe und dunkelste Schlupfwinkel. Wie oft

wurden dabei die Hosen zerrissen! Allerlei Ballspiele waren beliebt, z. B. Handball, Schlagball, Stehball u. a.

Im Herbst ließen wir selbst gefertigte Papierdrachen steigen oder wir bauten uns Flitzbogen und gingen damit auf die »Jagd«. Im Winter vergnügten wir uns auf der Rodelbahn, bei uns hieß es »Schlitterbahn«. Schlittschuhe kannten wir nicht, weil es bei uns ja keine größere Wasserfläche gab. Wiederholt [18] bin ich bei strengem Frost als Treiber auf die Jagd mitgegangen. Dabei habe ich den Fuchs und den Dachs kennen gelernt, Tiere, die man sonst nicht oft zu Gesicht bekommt. –

Außer der Schulzeit gab es genug Arbeit in Haus und Hof, im Garten, auf dem Felde und auf der Wiese. Wir hatten ja eine kleine Landwirtschaft: sechs Morgen Land, 10 Morgen Wiese und einen großen Hausgarten. Unser Viehstand war: eine Kuh, vier bis fünf Schweine, vier Schafe, Gänse, Hühner, Enten, Tauben, natürlich auch ein Hund. Die Arbeit in der Landwirtschaft haben die Eltern allein ausgeführt. Im [19] Sommer wurde wohl ein Dienstmädchen gehalten.

Die Arbeit in der Landwirtschaft habe ich immer mit Freude geleistet, weil sie meiner körperlichen Entwicklung und meiner Gesundheit sehr zuträglich war. Namentlich die Arbeit im Heu war lustig und heiter. Im Juni um den Johannistag ging es zum ersten Heu, im Juli zum zweiten und im September zum dritten Mal. Die Wiese lag »im schönsten Wiesengrunde, da zog ich manche Stunde zum Tal hinaus!« Rehe und Wildschweine sahen wir dort im Wald. In der »Bäke« durften wir auch mal baden. Oft haben wir unter dem Sonnenbrand gelitten. [20] Die Heufuhren mußten die Bauern leisten. Das war nämlich so: Vater bekam für die Bestattung einer Leiche 16 Gute Groschen (2 Mark) und die Bauern mußten außerdem eine »wirtschaftliche Fuhre« ausführen. Nun hatten wir für jedes Jahr für das Heu drei solcher Fuhren nötig. Wenn nun aber im Jahr nicht drei Bauernleichen

gewesen waren, ja was dann? Aber soweit ich mich erinnere, sind wir deswegen nicht in Verlegenheit gekommen.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich noch erzählen, was die 24 Bauern und die acht Kossäten noch zu leisten hatten. Im Sommer vor der Ernte kaufte [21] der Schulze das Schulholz in der Menzer Forst: vier Klafter Kloben- und vier Klafter Knüppelholz (32 Meter). Das Holz mußten die Bauern auffahren und zwar mit einem Mal. Das war ein Trubel auf unserem Hof. Das Zerkleinern des Holzes machten wir selbst.

Im Herbst zum Michaelistag kamen die Bauern wieder alle bei uns vorgefahren. Sie brachten das Meßkorn (von Messe = kathol. Gottesdienst). Jeder Bauer hatte 1 Scheffel 7 Metzen, jeder Kossäte etwas weniger und jeder Büdner ein »Viert« (Viertelscheffel) abzuleisten. Da hatten wir den ganzen Kornboden voll Roggen zu liegen. Der wurde gemahlen, der [22] Rest wurde verkauft. –

Nachdem ich das Elternhaus verlassen hatte, wurde die Landwirtschaft nicht mehr betrieben. Es wurde alles verpachtet.

Neben dieser vielen Arbeit in Schule und Haus, im Garten und Feld gab es aber auch mancherlei Erholungs- und Freudenstunden.

Alle Jahre einmal kam der Puppenspieler Schröder aus Ruppín und führte ein Kasperle-Theater vor. Da durfte ich hingehen. Es kostete einen Sechser. Eine größere Freude brachte uns das Karussell, das auch nur jedes Jahr einmal kam. Auch dazu bekam ich Geld, daß ich einmal auf einem Pferd [23] reiten und einmal in der Kutsche fahren konnte. Dann standen wir den ganzen Abend frierend als Zuschauer da und betrachteten den Gardinen- und Perlenschmuck des Karussells und lauschten auf die Klänge des Leierkastens. Endlich gingen wir befriedigt nach Hause und freuten uns schon auf das Wiedersehen im nächsten Jahr. – »O selig, ein Kind noch zu sein! – «

Vater machte mit mir Sonntags am Nachmittag häufig einen Spaziergang. Wenn er irgend etwas zu besorgen hatte oder ein Klavier zu stimmen war, dann nahm er mich mit. Einmal – es war am Bußtag – damals noch im Mai – [24] gingen wir nach Schulzendorf zu Lehrer Maibauer, dessen Klavier gestimmt werden sollte. Bei der Gelegenheit habe ich die erste Sonate von Clementi - C-dur – dort auswendig vorgetragen, worüber sich der Lehrer Maibauer sehr wunderte.

Im Frühling und im Sommer ging es oft nach dem schönen Buchenwald »Wolfsloch« zum Botanisieren und zum Erdbeersammeln. Unsere Namen, die wir damals in eine alte Buche eingeschnitzt hatten, konnte ich vor einigen Jahren noch entziffern.

Am Himmelfahrtstag ging es regelmäßig zum Schützenplatz nach Fischerwall. Das war immer ein echtes Volks- und Frühlingsfest. 1872 und 1873 konnten [25] wir dort den Bau der Nordbahn beobachten. An dem Eisenbahndamm hat man mehrere Jahre lang gearbeitet. Immer wieder versanken die Erdmassen in die Tiefe. Der Bau der Brücke machte besondere Schwierigkeiten. Wir haben dabei oft zugesehen. Die ganze Eisenbahn war fertig bis auf diese wunde Stelle. Erst am 1. Juli 1877 konnte die Eisenbahnstrecke Berlin – Stralsund eröffnet werden.

Das Schützenplatzfest in Fischerwall findet heute immer noch am Himmelfahrtstag statt. 1874 bin ich zum letzten Male dort gewesen. Dann erst wieder 1932, wobei ich alle diese schönen Erinnerungen wieder auffrischte. Will's Gott, fahre ich noch [26] öfters am Himmelfahrtstag nach Fischerwall.

Einmal mußte Vater mit dem Ortsschulzen nach Ruppin fahren. Ich fuhr mit. Es ging über Schulzendorf, Dierberg und dann immer durch den Wald über Zippelsförde, wo wir den Rhin überschritten, nach Alt- und Neuruppin. Dieselbe Strecke bin ich später einmal mit Otto zu Fuß gewandert.

Mit Mutter bin ich oft zu Hochzeiten nach außerhalb gefah-

ren, einmal nach Burow, einmal nach Karwe bei Ruppín, woher unser Nachbar F. Langmann sich eine Frau holte. Und einmal waren wir zu einer Doppelhochzeit nach Schönermark gefahren. In beiden Dörfern, sowohl in [27] Karwe wie in Schönermark habe ich nach mehr als 50 Jahren die Gehöfte wieder erkannt. Im Elternhause wurde auch Geselligkeit gepflegt. Die Lehrer der Umgegend unterhielten mit meinen Eltern ein sogenanntes Lehrerkränzchen. Dazu gehörten Onkel Brook – Dolgow, Onkel Abel – Königstädt, Onkel Riek – Lögow und Onkel Wiel – Lüdersdorf. Jeden Monat einmal zur Zeit des Vollmondes versammelten sie sich der Reihe nach in einem Lehrerhause. Es gab Kaffee und Kuchen und ein einfaches Abendbrot mit einer Tasse Thee oder Chokolade. Cacao kannte man nicht, Bayerisch Bier auch nicht. Das kam damals erst auf. Für die Männer wurde Tabak auf einem Zinnteller [28] bereit gehalten. Ja, woher aber nun so viele lange Pfeifen nehmen? Nur gemacht! Dafür war gesorgt. Die Männer hatten jeder eine Stockpfeife. Der Spazierstock war hohl. Die Zwinge und die Krücke wurden abgeschraubt und dafür Abguss und Spitze angeschraubt und – fertig war die Pfeife. Und wie wurde geraucht? Die Stube war bald undurchdringlich blau, das richtige Tabakskollegium! Dabei wurde erzählt und viel musiziert. Namentlich Onkel Brook erzählte uns immer viel gruselige Geschichten. »Erst wenn wi dreimal äten hebbe, dänn gohn wi no Hus!« Das waren seine Worte. Erst sehr spät kehrte man bei Vollmond [29] heim. Die Kinder nahmen an diesen Zusammenkünften teil, sobald sie den Weg zu Fuß machen konnten.

Solche häusliche Geselligkeiten kennt man in der Großstadt nicht. Die Lehrer hatten damals nur ein geringes Einkommen, und doch haben sie es verstanden, sich das Leben angenehm zu machen und ihre Kinder etwas werden zu lassen. Soweit ich übersehen kann, sind die Söhne dieses Freundschaftskreises alle in den Lehrerstand eingetreten.

Ein besonderes Ereignis im Elternhause war das so genannte Schlachtfest, das ich noch besonders erwähnen will. Es fand im Dezember statt. Von zwei fetten Schweinen, je etwa drei Zentner schwer, [30] wurde das eine verkauft. Einmal haben wir für ein solches Tier 60 Thaler bekommen. Das andere wurde »eingeschlachtet«, wie man sagte. Das geschah immer an einem Sonnabend, weil an diesem Tage nachmittags die Schulstube zur Verfügung stand. Die Eltern standen an dem Schlachttag schon vor sechs Uhr auf. Etwa 6–8 Eimer Wasser mußten in einem großen Kessel auf offenem Feuer zum Kochen gebracht werden. Wenn ich aufstand, dann loderten die Flammen schon hoch um den Kessel. Gegen sieben Uhr kamen der Schlächter Krüger, Onkel Fränz und Onkel Klötzer zum Kaffee. Dann ging es an die Arbeit. Das Schwein wurde an einem Strick aus dem Stall [31] geführt und geschlachtet – eine geradezu grausame Arbeit. Dann wurde es in dem Brühtrog mit kochendem Wasser begossen und gründlich gereinigt. Diese Arbeit mußte sehr schnell vor sich gehen, sonst wurde das Wasser kalt. Nun wurde das Schwein auf eine Leiter gehangen und ausgenommen, wobei ich immer ganz genau zugehen habe. Der Schlächter erklärte mir oft: das ist die Lunge, das ist die Leber, das ist die Galle u.s.w. Ich brauchte ja an diesem Tag nicht zur Schule gehen. – Dann gingen die Männer in die Stube zum zweiten Frühstück, während ich das Schwein bewachen mußte wegen der Hunde und Katzen. Ja [32] einmal mußte ich sogar einen Bussard, bei uns »La Weihe« genannt, abwehren, der in kühnem Flug einen Angriff auf das Schwein machte. Ich habe diesen prächtigen Vogel nie wieder so nahebei gesehen.

Inzwischen waren auch Tante Klötzer und Tante Fränz gekommen, um die Gedärme zu reinigen. Das dauerte stundenlang. Um 1 Uhr war der Konfirmanden-Unterricht aus, und die Schulstube war nun für die weitere Arbeit frei. Die drei Männer kamen wieder und trugen unter großer Anstrengung das Schwein

in die Schultube, wo es auf dem Schlachttisch zerlegt wurde. Das Fleisch wurde zu Wurst verhackt. Die Würste wurden mit getrockneten Dornen [33] geschlossen, die wir schon im Herbst in der Dornenhecke gesammelt hatten. Die Arbeit ging bis zum Abend weiter. In dem großen Kessel, unter dem das Feuer den ganzen Tag nicht ausging, wurde das Fett ausgebraten. Die Aufsicht dabei hatte der Schlächter. Dann salzte er die Schinken und Speckseiten und Würste ein, die zur Dauerware bestimmt waren. Gegen Abend war dann die frische Wurst fertig, sodaß sie in dem großen Kessel gekocht werden konnte. Wenn alles fertig war, dann wurden Wellfleisch und frische Wurst gekostet. Dabei konnte man sich leicht den Magen verderben. Zur Vorsicht wurde ein Korn oder vielleicht auch mehrere davon [34] getrunken. Erst gegen zehn Uhr gingen alle nach Hause. Das war für Mutter immer ein ganz besonders schwerer Tag. –

Schinken, Speck, Rippespeer, Schlackwurst kamen nach einigen Wochen in den Rauchfang. Immer ein schöner Anblick! Anfang März wurde die erste Wurst aus dem »Wiem« geprobt. – Eine wahre Delikatesse! –

Später kamen die Rauchwaren auf den Boden in eine Lade. Gar zu gern haben wir dann mal gekostet, aber das mußte heimlich geschehen!

Von dem Ertrag des Schlachtens haben wir das ganze Jahr hindurch gelebt. Dazu lieferte die Kuh Milch, Butter und Käse. Hühner legten Eier, die Gänse [35] lieferten pikanten Braten. Aus dem Garten gab es Obst und Gemüse. Das Brot buk Mutter selbst. Es fehlte uns an nichts!

Wie im Winter das Schlachtfest von großer Bedeutung war, so war im Sommer die Ernte, genannt der »Aust« nicht minder bedeutungsvoll. Darum auch darüber einige kurze Anmerkungen. Unter »Aust« verstand man die Roggenernte. Der »Aust« wurde nicht als Arbeit, sondern als Festlichkeit gewertet. Daher

auch die festliche Kleidung dabei, namentlich von den Frauen, die alle in Weiß gingen. Daher auch die festliche Bewirtung, wie bei einer »Utrichtung« (Hochzeit, Kindelbier, Gräwenis). Daher auch viel Feierlichkeit. Fast das ganze Dorf, es waren 24 Bauern, 8 Kossäten und einige Büdner, einigte sich zum Beginn der Ernte auf einen Tag. Die Leute versammelten sich des Morgens beim Bauern. Es gab Kaffee und Kuchen, während es sonst nur Grütze und ein Stück Brot gab. Dann bestiegen alle den geschmückten Erntewagen und warteten, bis Glockengeläut das Zeichen zur Abfahrt gab. Der Schulze ging von Hof zu Hof, und wenn alles fertig war, kam er zu Vater ins Schulhaus und sagte: »Na, Herr Cantor, laten Se uns de Glocken lüden!« Sogleich stürmten zwei größere Knaben auf den Turm. Mit dem ersten Glockenschlag taten sich alle Hoftore auf, und los ging die Fahrt ins Feld. Die Leute blieben den [37] ganzen Tag auf dem Felde. Die Mahlzeiten wurden auf einem mit Blumen und Bändern geschmückten Wagen zu ihnen hinaus gefahren. Abends kamen die »Austers« singend heim.

Meistens kam auch Besuch zum »Aust«. So kam zu uns jedes Jahr Onkel »Stellmacher« aus Berlin. Er war Großvaters Bruder und hatte es in seinem Leben zu hohem Ansehen und Wohlstand gebracht. Unter Friedrich Wilhelm IV. ist er königlicher Hof-Wagenbaumeister geworden. Als Zeichen seiner Würde erschien er stets im schwarzen Gehrock mit weißer Weste und mit einem hohen Zylinderhut. Man denke, in diesem Anzug im heißesten Sommer. [38] Er kam mit seiner Familie mit eigenem Fuhrwerk von Berlin. Den ersten Tag ging es bis Oranienburg, wo Nachtquartier gemacht wurde. Am zweiten Tag traf er bei uns ein. Ach, wie haben wir diesen Onkel angestaunt und verehrt. Er brachte uns immer prachtvolle Geschenke mit. Ich besitze noch ein Bilderbuch, das er mir schenkte. Er erzählte uns viel von der Residenz und daß er »mit dem Könige reden durfte«. Mit diesem

Onkel ging Vater auf's Feld, um die »Austers« zu begrüßen mit »Gott help!« – So war das im Aust üblich. »Schön' Dank!« kam es zurück und damit traten zwei junge Binderinnen hervor und »schnürten« [39] die beiden Herren, d.h. sie legten jedem um den linken Oberarm ein Strohband und sagten dazu ein artiges Sprüchlein. Dafür erhielt jede Binderin einen Thaler. Ja, Onkel Stellmacher ließ sich nicht lumpen!

So, nun ist's wohl genug aus meiner Schulzeit. Ich kann auf eine heitere und frohe Jugendzeit zurückblicken. Am Palmsonntag, d. 6. April 1873 wurde ich mit noch vier Knaben und 4 Mädchen (darunter Tante Noelte) eingesegnet. Mein Einsegnungsspruch: Psalm 23,1: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln! Alle meine Einsegnungskameraden sind schon in die Ewigkeit [40] abberufen. Ich bin der einzige, der noch lebt. –

Das Jahr 1866 brachte den Krieg mit Österreich. Die Feier der Schlacht von Königgrätz habe ich mitgemacht. Wir sangen in der Schule: »Friedrich Karl, der rote Reiter, führte 100000 Streiter in den Krieg nach Österreich, und er hat auch schon gestanden in den schönen Ungarlanden, als der Friede wurde gleich!«

An das Jahr 1867 habe ich vier besondere Erinnerungen. Am 24. April 1867 war die Silberhochzeit meiner Eltern. Am 14. Mai 1867 war die Einweihung der neuen, größeren Orgel in Menz, ein Legat eines ehemaligen Lehrersohnes Dahms in Menz, der in Amerika sehr reich geworden war. [41] Vater mußte bei der Einweihung die Orgel spielen. Nach der Feier durfte ich als Achtjähriger auch einen Choral auf der Orgel spielen. Im Oktober 1867 kam Bruder Otto auf die Präparanden-Anstalt in Oranienburg. Den Umgang mit ihm habe ich sehr vermißt. Ich war nun zu Hause der Einzige. Im Herbst 1867 mußte Bruder Hermann Soldat werden. Er hatte als Kaufmann eine gute Stellung bei Bergemann in Neuruppin. Er kam auf einige Zeit nach Hause zur Erholung und zimmerte sich die bekannte »Grüne Kiste«,

die später Bruder Otto erbte. Anfang November reisten Bruder Hermann [42] und Karl Mauch nach Ruppín ab. Ich begleitete sie beide bis Schulzendorf zum Bauer Hoffert, dessen Sohn auch eintreten mußte.

Hermann kam in das 35. Infanterie-Regiment, das damals in Treuenbrietzen stand, aber bald nach Oranienburg verlegt wurde. So war er wieder mit Otto zusammen. Gar manches Paket hat Vater für beide nach der nächsten Post, d.i. Fischerwall, getragen, wobei ich ihn meistens begleitet habe.

Am 22. August 1869 nahm mich Vater mit zum Missionsfest in Sonnenberg. Hier sangen die Lehrer den Männerchor von Bernhard Klein: »Der Herr ist mein Hirt!« [43] Das war das erste Mal, daß ich einen Männerchor hörte. In der Schulstube wurde vor der Feier tüchtig geübt, namentlich der Fugensatz. Sonnenberg ist der Geburtsort Vaters, das Schulhaus sein Geburtshaus. Er führte mich in den Garten, dann noch einmal in die Kirche. Ja, er stieg mit mir auf den Turm bis zur Uhr hinauf, die er als Junge oft bedient hatte. Dieser Tag ist mir unvergeßlich! –

Nun muß ich noch auf das Jahr 1870 zurückgreifen. Den Krieg gegen Frankreich 1870/71 habe ich mit Bewußtsein miterlebt. Aus Woltersdorf zogen 14 Kriegsteilnehmer aus. Sie sind alle wohlbehalten zurückgekommen. [44] Welch ein Jubel, als die ersten Siegesnachrichten von Weißenburg, Wörth, Metz u. andern eintrafen!

Unser Pfarrer Schmutz hielt jeden Montag Abend in der Schulstube eine Kriegsbetstunde ab. Zum Schluß las er dann aus seiner Zeitung »Die Post« (übrigens die einzige Zeitung, die damals in unserem Dorf gelesen wurde) die neuesten Nachrichten vom Kriegsgeschehen vor. Als die Nachricht von Sedan kam, da stieg die Begeisterung hoch. Nun ist der Krieg aus! Frankreich hat ja keinen Kaiser mehr! Aber es kam anders. Der Höhepunkt dieser Zeit war der 18. Januar 1871. – Unser Schulze Ulrich fährt

zur Einholung des Kaisers am 16. Juni 1871 [45] nach Berlin. Er erzählt uns viel von den Feierlichkeiten in Berlin. – Ach ja, Berlin hätte ich auch gerne mal gesehen. Und früher, als ich es dachte, ist mir dieser Wunsch erfüllt worden.

Bruder Rudolf war im Mai 1871 nach Zabelsdorf bei Zehdenick versetzt worden. Am 23. August 1871 war seine Hochzeit in Berlin – Schöneberger Straße 19, Hof 1. Mutter und ich reisen zur Hochzeit, Vater bleibt zu Hause. So kam ich zum ersten Mal nach Berlin. Die Omnibusfahrt Gransee – Berlin dauerte zwölf Stunden. In Oranienburg war etwas Aufenthalt. Ich fragte mich durch nach dem Seminar, um Bruder Otto aufzusuchen. Nach einer [46] Weile kam er auch heraus. Wir eilten schnell nach dem Omnibus; der Kutscher wartete schon auf mich und wäre beinahe ohne mich abgefahren. Mutter hatte deswegen viele Unannehmlichkeiten. In Berlin in der Spandauer Straße holten uns Rudolf und Mathilde ab. Dann fuhren wir – Rudolf und ich hoch oben – mit einem Omnibus über den Schloßplatz am Zeughaus und am alten Fritz vorüber die Linden entlang durch das Brandenburger Tor. Rudolf erklärte mir alles.

Die Hochzeit fand statt am 23. August 1871 in der Kapelle zum Johannistisch, der heutigen Kreuzkirche. Die Fahrt in der Droschke nach der Kirche war für mich das Beste an der ganzen Hochzeit. Am [47] andern Tage zeigte mir Hermann Otto, Mathildes Bruder, am Schöneberger Ufer die Anhalter Eisenbahn, die hier damals noch zu ebener Erde fuhr. Wir halfen dem Schrankenwärter. Am Abend gingen wir alle in den Zirkus Ceneselli. Das war dort aber eine Pracht! Ganz anders als unser Karussell in Woltersdorf. Hermann Otto schenkte mir ein schönes Notizbuch, das ich heute noch in Gebrauch habe. – In Zabelsdorf bin ich öfters zum Besuch gewesen.

Am 5. Oktober 1873 war Bruder Hermanns Hochzeit in Oranienburg, wohin Mutter, Tante Mathilde und ich reisten. Bruder

Otto hatte an demselben Tage [48] Probe-Gottesdienst in Eggersdorf. Er konnte also nicht zur Hochzeit kommen. Auch Vater und Rudolf konnten nicht abkommen, weil an dem Sonntag Erntedankfest war. – In Oranienburg sah ich wieder die Seminaristen gehen. Mein Wunsch, hier auch Schüler zu werden, sollte bald erfüllt werden.

Zunächst besuchte ich Hermann in Berlin. Im März 1874 bin ich eines Abends aus Gransee abgefahren. Das war meine erste selbständige Reise. Auf dem Plan von Berlin, den wir zu Hause hatten, suchte ich mir den Weg von der Spandauer Straße nach der Manteuffelstraße heraus und fand auch glücklich hin, ohne zu fragen. Das war eine Leistung! Hermann [49] hatte sich ein Klavier zugelegt. Da habe ich viel gespielt. Abends führten sie mich immer aus. Das hat mir sehr gefallen! Ich bin wohl eine ganze Woche da geblieben.

Im Sommer 1874 wurde Hermann nach Potsdam versetzt als Bezirksfeldwebel. Ja, Potsdam hätte ich auch gern gesehen. Vater willigte ein. So fuhr ich denn am Sonnabend, d. 29. August 1874 abends mit dem Omnibus nach Berlin, also nun schon zum dritten Mal. Am Sonntag früh 7 Uhr holte mich Julius Langmann aus der Spandauer Straße ab. Am Nachmittag brachte er mich nach dem Potsdamer Bahnhof. Ich fuhr zum ersten Male mit der Eisenbahn – nach Potsdam. Ich fragte mich durch nach der [50] Kaserne. Aber die Herrschaften waren ausgegangen und kamen erst spät nach Hause. Ich habe mir dann Potsdam angesehen und das herrliche Glockenspiel angehört. Abends saß ich bei den Soldaten in der Wachtstube. Sie gaben mir eine Kommisbrotstulle. Endlich kamen die beiden Ausflügler heim. Ich war bereits eingeschlafen in der Wachtstube. Wir freuten uns aber doch über das Wiedersehen.

Ich ging in Potsdam immer spazieren und sah viel Soldaten. Am 2. September machten wir einen Ausflug nach Eiche, wo wir

mit mehreren Bekannten zusammentrafen. Es war ein schöner, heiterer Nachmittag. Es wurde viel Bier getrunken, was mir [51] garnicht gut bekam. Bei meiner Heimreise brachte mich Hermann nach Berlin in den Omnibus. In Oranienburg wollte ich mich zur Aufnahme in die Präparanden-Anstalt melden. Ich war bei Hermanns Schwiegervater Blankenburg zu Gast. Wir kannten uns ja von der Hochzeit vom vorigen Jahr her.

Herr Blankenburg ging mit mir zu dem Seminardirektor Böckler, den er persönlich kannte. Derselbe nahm uns sehr freundlich auf und sagte, der Unterricht beginne am 12. Oktober. Nun ging H. Blankenburg mit mir zu seinem Freund Schneidermeister Frischkorn, zu dem ich dann in Pension kam. Der Preis wurde auf monatlich 7 Thaler festgesetzt. Am [52] demselben Tage fuhr ich mit dem Omnibus nach Gransee und war gegen Abend zu Hause. Vater und Mutter waren mit allem einverstanden, was ich in Oranienburg abgemacht hatte.

Nun kamen also die letzten Tage und Wochen im Vaterhause. Mutter wurde es sehr schwer, wenn sie an den Abschied dachte. Sie sagte zwar nichts, aber ich merkte es wohl. Es wurden nun allerlei Vorbereitungen zu meiner Abreise getroffen. Am vorletzten Tage, Sonnabend, d. 10. Oktober 1874 ging Vater mit mir – wie früher so oft – nach der »Stadt« Gransee. Wir meldeten uns beim Omnibus. Wir sollten am anderen Morgen um 7 Uhr mit den [53] Sachen zur Stelle sein. Vater kaufte mir noch eine Mütze, ein Halstuch, Handschuhe u. a. Alles wurde zu Hause in die Kommode, in den Bettsack und in eine Kiste verstaut. Der letzte Abend war gekommen. Ich ging noch zu mehreren Bekannten und Verwandten, um Abschied zu nehmen.

Doch ehe ich dieses Kapitel schließe, möchte ich noch kurz etwas aus der Geschichte von Groß-Woltersdorf berichten.

Meine Heimat wird in alten Urkunden Wolterstorg, Wolterstorff, auch Woltersdorg genannt. Nach einer Urkunde vom

16.7.1348 übereignet Markgraf Ludwig dem Kloster Zehdenick Hebungen aus den Gewässern bis zur Mühle des [54] Dorfes Poltze. Die älteste urkundliche Nachricht über Woltersdorf stammt aus dem Jahre 1326. Dann wird 1424 berichtet, wie Woltersdorf unter den Einfällen der räuberischen Nachbarn zu leiden hatte: »Dun nemen sy tho wolterstorpp twe perde!« Im dreißigjährigen Krieg sind die Nachbardörfer Pritzkow und Polzow vollständig zerstört worden und nicht wieder aufgebaut. Woltersdorf hat auch viel gelitten, hat sich aber gehalten. 1799 gibt Bratring eine Beschreibung des Dorfes: »Woltersdorf hat 26 Hufen. Viehstand: 78 Pferde, 121 Ochsen, 104 Kühe, 184 Stück Jungvieh, 77 Kälber, 1071 Schafe, 216 Schweine. Die 238 Einwohner sind wohlhabend. 1750 wurde die Polze (Bäke) gegraben, die aus dem Rovensee [55] bei Menz kommt und bei Seilershof in den Wentowsee eingeht. An der Mecklenburger Grenze steht das Polzower Wachthaus, eine Anlage des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrichs des Großen, die zur Beaufsichtigung der Grenze dient, um das Entweichen der geworbenen Soldaten zu verhüten.«

Dieses Wachthaus steht heute noch. Wir haben in demselben oft Schutz gesucht, wenn wir bei unserer Arbeit im Heu von einem Gewitter überrascht wurden.

Die Einkünfte der Lehrerstelle wurden 1847 wie folgt geregelt

Wohnung	16 Thaler	
Gärten	3	
Ackerland	4	
Wiesen	8	
[56]		
Weidefreiheit	4	
Reinigung der Kirche	2	
Orgelspiel	6	
Vierzeitengeld		2 Groschen 8 Pfennige

Meßkorn	39	22	6
Oel zum Glockenschmieren		7	6
Wurst und Eiergeld	2	15	
Trauungen	3		
Taufen	2	15	
Leichen	3	15	
Hausgroschen	2	15	
Schulgeld	54		
Holz	16		
Holzgeld	5		

Zusammen: 173 Thaler, 2 Gr., 8 Pf.

Bekanntlich hatte Vater diese Stelle inne vom 1. April 1838 bis 1. Oktober 1886. [57]

Aus der Woltersdorfer Schulchronik:

»1878 am 5. März brannte die obere Hälfte des Dorfes nieder. Das Schulhaus wurde gerettet. 1885 brannte die untere Hälfte. 1898 am 13. Juli war der letzte große Brand, bei dem 33 Gebäude und die Kirche in Asche gelegt wurden. Sieben Gehöfte wurden ganz zerstört und fünf Gehöfte teilweise. Auch die große Dorf-
linde vor der Kirche, die sieben Meter Umfang hatte, brannte mit aus.«

Während meiner Schulzeit hatte Woltersdorf etwa 500 Einwohner, die ich alle genau persönlich kannte und deren Namen ich wußte. [58] Auch alle Pferde und namentlich alle Hunde im Dorf kannte ich ebenfalls. Das Bild der Straße mit ihren oft schiefwinkligen Häusern steht mir fest in dem Sinn. »Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt!«

Aber meine Schulzeit ist zu Ende. Außer bei meinem Vater hatte ich Unterricht bei meinem Vetter Lehrer Wilhelm Abel in